

Christoph Dieckmann

# Menschentürme, Gottes Haus

Predigt über 1. Mose 11,1-9 gehalten am 19. März 2017 auf einer gemeinsamen Tagung der Martin-Niemöller-Stiftung mit der Initiative „Christen brauchen keine Garnisonkirche“ und dem Gastgeber Französisch-Reformierte Gemeinde Potsdam. Die Predigt wurde von der Redaktion gekürzt.

*1 Es hatte aber alle Welt einerlei Zunge und Sprache. 2 Als sie nun nach Osten zogen, fanden sie eine Ebene im Lande Sinear und wohnten daselbst. 3 Und sie sprachen untereinander: Wohlauf, lasst uns Ziegel streichen und brennen! – und nahmen Ziegel als Stein und Erdharz als Mörtel 4 und sprachen: Wohlauf, lasst uns eine Stadt und einen Turm bauen, dessen Spitze bis an den Himmel reiche, damit wir uns einen Namen machen; denn wir werden sonst zerstreut in alle Länder. 5 Da fuhr der Herr hernieder, dass er sähe die Stadt und den Turm, den die Menschenkinder bauten. 6 Und der Herr sprach: Siehe, es ist einerlei Volk und einerlei Sprache unter ihnen allen, und dies ist der Anfang ihres Tuns; nun wird ihnen nichts mehr verwehrt werden können von allem, was sie sich vorgenommen haben zu tun. 7 Wohlauf, lasst uns herniederfahren und dort ihre Sprache verwirren, dass keiner des anderen Sprache verstehe! 8 So zerstreute sie der Herr von dort in alle Länder, dass sie aufhören mussten, die Stadt zu bauen. 9 Daher heißt ihr Name Babel, weil der Herr daselbst verwirrt hat aller Länder Sprache und sie von dort zerstreut hat in alle Länder.*

Im Herbst 1962 hörte ich erstmals vom Bauskandal zu Babel. Das geschah im Christenlehre-Unterricht, aus dem Mund der Katechetin. Fräulein Bosse, eine milde Gottesfreundin, reportierte uns Dorfkindern alles biblische Geschehen mit heilsgeschichtlicher Zuversicht, auch die Kriege und Katastrophen des Alten Testaments. Erst in der Vorwoche hatte Gott, aus Zorn über die missratene Menschheit, fast seine komplette Schöpfung ersäuft. Begnadigt und per Arche gerettet wurde lediglich die fromme Familie Noah, dazu je ein Ehepaar der Tierwelt, zwecks Aufzucht einer besseren Erdpopulation. Eine abscheuliche Methode. Weshalb mussten Tiere für Menschensünden sterben? Warum Hirsch, Igel und Giraffe, doch nicht die Fi-

sche? Und wieso empfand der unfehlbar vollkommene Gott hernach Reue über die eigene Raserei? Denn nun beschloss er, nie wieder eine Sintflut zu schicken – nicht im Vertrauen auf humanen Fortschritt, sondern weil er seine Illusionen aufgegeben hatte. Die Menschen würden bleiben, wie sie waren: lasterhaft, machtbesessen, gottesfern. So kommt es, wenn man freie Wesen schafft.

Die Christenlehre wurde begleitet vom Bibelbuch „Schild des Glaubens“ mit den unvergesslichen Zeichnungen von Paula Jordan. Als ich es jetzt wieder aufschlug, kannte ich noch jeden Strich. Seite 15 präsentiert die Baustelle von Babel, doch der Turm, kaum begonnen, bleibt Kulisse. Ein einziger Prolet schiebt eine Karre Sand, ansonsten keifen und zetern reich gewandete Orientale wild aufeinander ein. Alles Augenmerk soll dem verbalen Chaos gelten. Unversehens gibt es so viele Sprachen wie Menschen. Die plötzliche Kakophonie verblüfft; die Einheitssprache zuvor war normal, gemäß der urgeschichtlichen Erzählung. Schließlich stammen ja alle Zeitgenossen von Noah ab und bilden die aktuelle Menschheit. Unbekannte Völker existieren nicht. Diese Einheit entsprach natürlich niemals wirklicher Erfahrung. Sie war ein Ursprungsmythos, eine Schöpfungsutopie. Vortrefflich lässt sich solche Utopie missbrauchen für Nationalismus, Rassismus und Erwählungswahn.

Doch wozu dieser Turm? Wem gegenüber wollen sich seine Erbauer „einen Namen machen“? Laut Luthertext fürchten sie, was Gott (Genesis 9) gebietet: die Besiedelung der gesamten Erde. Sie wehren ihrer Zerstreuung. Nicht nur den Turm wollen sie errichten, sondern auch eine mächtige Stadt, mithin ein Symbol und eine Struktur ihres völkischen Selbstbewusstseins – aggressiv, in aufsässiger Absicht. „Schild des Glaubens“ erklärt: „Sie wollten ohne Gott leben, der eigenen Kraft vertrauen und den Himmel erstürmen.“ Sie suchen Gott – um ihn abzuschaffen und gottgleich selbst zu herrschen.

Gott verteidigt sich, gleichsam in Notwehr. Er „fährt herab“, er verwirrt die Turmarbeiter, er schützt seine Hemisphäre durch Zerstörung der

menschlichen Kommunikation. Gottes Selbstgespräch erklärt seine Sorge: „Dies ist der Anfang ihres Tuns; nun wird ihnen nichts mehr verwehrt werden können von allem, was sie sich vorgenommen haben zu tun.“ Und was wäre daran schlimm? Die biblische Erzählung intendiert, Gott handle zu Schutz und Nutz der Menschen; er verweise sie fürsorglich an ihren geschöpflichen Platz; er wehre einer Hybris, die ins Unglück führen müsste. Aber ist nicht Gott der Verderber, der die Streitfackel unter die Menschen wirft, um – *divide et impera* – seine Despotie zu sichern? Entlarvt sich Gott durch seine Sabotage nicht als antihumanistischer Dämmergeist? Lebt der von Gott befreite Mensch nicht besser als der gottbepackte?

Dieser Sicht entsprach der Fortschrittsoptimismus meiner Schulzeit. Ungezählte Christenkinder in der DDR wurden mit dem ersten Kosmonauten Juri Gagarin konfrontiert. Der sowjetische Weltraumstürmer hatte nach seiner Erdumkreisung am 12. April 1961 verkündet, er habe im All keinen Gott gefunden. Auch mir wurde Gagarins Offenbarung zuteil, im Tonfall der überlegenen Weltanschauung. Die Klasse, mehrheitlich kirchenfern, kicherte gehorsam. Ich schämte mich der Torheit der geliebten Lehrerin. Für die vulgärmarxistische Propaganda konkurrierte der christliche Glaube mit den Naturwissenschaften, natürlich hoffnungslos, auf höhlenmenschlichem Niveau. Die Bibel sei hundertfach widerlegt. Meine rückschrittliche Großmutter trotzte mit dem Satz: Aber Gott wird Juri Gagarin finden. Mein Vater, Pfarrer, lehrte sinnbildliches Verstehen. So begriff ich die innerbiblischen Dissonanzen als literarische Polyphonie des Buchs der Bücher und seiner Autoren. Ich glaubte ja nicht an die Bibel, sondern an Gott, der in keinem Oben oder Unten residiert.

Dennoch bleibt die Überlieferung des Glaubens eng verbunden mit der Vertikalität, von Kain und Abel bis zu Christi Himmelfahrt. Glaube imaginiert; er prägt unweigerlich Ikonographie à la Paula Jordan. Senkrecht steigt der Rauch von Abels Opfer, Gott wohlgefällig, empor. Kains Brandopfer qualmt horizontal, wird also verschmäht. Auch die christliche Heilung der Babel-Krankheit, die Sprachversöhnung von Pfingsten, geschieht durch Gottes Herabkunft als Heiliger Geist. Gott offenbart sich menschlich, inmitten unserer Geschichte, doch wir nennen ihn den Höchsten. Wir machen uns ein Bildnis, ob wir wollen oder nicht.

## Bruegel

Auch der Babelturm gen Gott muss aufwärts klimmen. Sein furioses Wachstum erblickt man auf Pieter Bruegels Prachtgemälde von 1563. Am Meer, vor einer flämischen Polderlandschaft, wuchtet ein titanischer Kegel und verschattet die nahe Stadt. Die Turmbauer führen soeben das siebte Stockwerk aufs, in kühner Bogenkonstruktion, die an das römische Kolosseum erinnert. Bauhütten nisten auf den stufigen Terrassen. Rechts klafft die Außenwand; man blickt ins Innere des Ungetüms. Anzeichen einer Sprachverwirrung gibt es nicht. Im Vordergrund wird kundig gewerkt. Steinmetze schlägeln, Knechte transportieren Blöcke. Nun aber naht der Baugebietter, Gottes Feind. König Nimrod, mit Szepter und Krone, erfährt kniefällige Reverenz, als bete man ihn an. Flavius Josephus vermutet in seinen „Jüdischen Altertümern“, der Tyrann habe den Turm aus Wasserschutzgründen errichtet, als Fluchtort, falls Gott wieder eine Sintflut schicke. Kannte Pieter Bruegel diese Deutung? Sein Koloss fasziniert als Kulturphänomen – sichtlich auch den Maler.

Bruegel schuf eine zweite Fassung, aus der Gegenperspektive. Diesmal malte er hauchzart auch die Sprachverwirrung seiner Zeit: die Kirchenspaltung. Wer ganz genau schaut, der entdeckt – halbwegs oben, klitzeklein – eine katholische Prozession, die turmaufwärts tippelt. Der Bau ist weiter gewachsen. Man zweifelt nicht mehr am Gelingen. Man sieht jedoch, wie der unmäßige Rundling sich mit jedem Etagenring verjüngt. Irgendwann muss er einen Abschluss finden. Schon stößt das Turmhaupt durch die Wolkendecke. Der Menschenhimmel ist erreicht – unendlich fern von Gott.

Der Bau scheitert – an Gottes Wesen, nicht an seiner Intervention.

## Die Gotik

Ihren Inbegriff findet die christliche Vertikalität in der Gotik. Im 13. Jahrhundert gestattet der bauwissenschaftliche Fortschritt die Konstruktion göttlicher Hochhäuser. Die Spitzgewölbetechnik entlastet die Seitenmauern. Man kann sie nun durchbrechen und mit großen Fenstern füllen. Deren Bemalung erzählt die Heilsgeschichte als leuchtende Bilderbibel. Der Kirchgrundriss zeichnet Christi Kreuz. Die Vierung, der Schnittpunkt von Längs- und Querschiff und Chor, empfängt Himmelslicht. In den Kathedralen von Reims, Amiens und Bourges steigt der Gesang über vierzig Meter auf. Die Gotik baut das

himmlische Jerusalem auf Erden. Die Steine erwachsen zu Metaphysik, als Näher-mein-Gott-zu-dir.

Die Babeltürmer wollten hin zu Gott. Und die Gotik lässt Gottes Geist gehorsam kommen? So reinen Herzens ist keine Religion. Kathedrale, darin steckt das griechische Wort *kathedra*: Stuhl, Sitz, Weisungsort. Kathedralen waren Bischofskirchen; sie materialisierten Macht. Sie erhoben die Herzen – und schüchterten ein. Sie bezeugten Gott – und die Besetzung von Land, bepflanzt mit Imponiergestein. (...)

### Die Dresdner Frauenkirche

Anfangs war ich gegen den Wiederaufbau der Dresdner Frauenkirche. Deren Ruine sollte Mahnmahl bleiben, gegen Militarismus und Krieg. In der Nacht zum 14. Februar 1995 stand ich inmitten von vielhundert Dresdnern, die sich, Kerzen in den Händen, um die Trümmer scharten und *Dona nobis pacem* sangen. Dann sah ich den Neubau wachsen und spürte unverhoffte Freude. Der 30. Oktober 2005 war schieres Glück. An diesem Tag der Weihe verbrachte ich sieben Stunden in der wiedererstandenen Steinernen Glocke. Ihr gilt mein erster Blick, wenn ich nach Dresden komme und der Zug die Marienbrücke überquert.

Was ich nicht wollte: eine Show- und Touristenkirche, einen Tempel protestantischer Selbstdarstellung, ein Institut zur religiösen Veredelung der Staatsideologie und einer Außenpolitik, die sich immer weiter militarisiert. Am 30. April 2013 luden die Bundeswehr, das sächsische Innenministerium und die Stiftung Frauenkirche zur Kirchenschändung. In der Frauenkirche musizierte „das Wehrbereichsmusikkorps III der Bundeswehr unter Leitung von Oberstleutnant Roland Dieter Kahle“. Die evangelische Kirche garnierte die Propaganda mit Gebet, auf dass Gott seine Beförderung zum Wehrbeauftragten gefalle.

Der Protestantismus hat eine lange Geschichte opportunistischer Feigheit und staatsideologischen Missbrauchs. Wo, wenn nicht an diesem Ort, müsste sie enden? Christlicher Glaube ist wesentlich pazifistisch; Krieg soll nach Gottes Willen nicht sein. In seinem Haus ist jeder Mensch willkommen, auch jeder Soldat. Doch er möge einzeln kommen, nicht als Armee. Und entwaffnet, ohne Pauken und Trompeten. (...)

### Die Potsdamer Garnisonkirche

Das Beispiel Frauenkirche wird im Streit um die Potsdamer Garnisonkirche immer wieder, wie man

so treffend sagt, ins Feld geführt. Der Vergleich erhellt; er zeigt den Unterschied. Die Frauenkirche entstand als Gotteshaus der protestantischen Bürgergemeinde, die Garnisonkirche als Walhalla des preußischen Absolutismus. Sie wurde erbaut zwecks gläubiger Rüstung des Militärs zur maximalen Gotteslästerung, dem Krieg. Der Turm ragte 88 Meter auf. Sein Glockenspiel läutete *Nun danket alle Gott* und *Üb immer Treu und Redlichkeit bis an dein kühles Grab* und *weiche keinen Fingerbreit vom rechten Wege ab*. Ungezählte führte dieser Weg ins Grab. Der „Soldatenkönig“ züchtete Preußens Armee. Sein Sprössling Friedrich II. ließ sie von der Kette, verheerte Europa und produzierte Leichenberge, weshalb er auch „der Große“ heißt. Die Garnisonkirche wurde zum Trophäenschrein, ihre Krypta zur Grablege für Vater und Sohn (...)

Am 21. März 1933, am „Tag von Potsdam“, wurde der neue Reichstag eröffnet, mit Glockengeläut, paradierender SA, Heil-Gebrüll und unüberschaubaren Massen jauchzenden Volks. Ein berühmtes Foto zeigt, was vor der Kirche geschah. Reichskanzler Adolf Hitler schüttelt die Hand des Reichspräsidenten Paul von Hindenburg. Der „Tag von Potsdam“ verschmolz das bürgerlich-konservative Deutschland mit Hitlers „nationaler Erhebung“ und entmächtigte die Demokratie. Hindenburg starb 1934, der Kanzler wurde endgültig zum „Führer“. In der Garnisonkirche hatte er georgelt: „Möge uns dann auch die Vorsehung verleihen jenen Mut und jene Beharrlichkeit, die wir in diesem für jeden Deutschen geheiligten Raum um uns spüren als um unseres Volkes Freiheit und Größe ringende Menschen an der Bahre seines größten Königs.“ Und die Gemeinde sang: *Nun lob mein Seel den Herren*.

Eine Militärkirche gehört nicht zur Versöhnungsgeschichte des Evangeliums. Sie zählt zur Missbrauchsgeschichte, durch Sakralisierung von Nation und Krieg. Warum sollte diese gotteslästerliche Bude auferstehen?

Zur Stadtgesundung, sagen Potsdams Klassizisten und schwärmen vom Dreikirchenblick: dem Langen Kerl der Garnisonkirche, dem Campanile der Friedenskirche, der Kuppel von St. Nikolai. Finger weg!, rufen die Widersacher. Erstehen soll der Kriegstempel der Hohenzollern, zwecks neomilitaristischer Erneuerung Preußens. Dessen altböser Geist würde unweigerlich auch in die neue Hülle fahren. Kirchlicherseits lautet das Aufbau-Motiv: Friede und Versöhnung. Es wirkt gesucht und mühelos gefunden. Versöhnung ist prima. Aber mit

Eine Militärkirche gehört nicht zur Versöhnungsgeschichte des Evangeliums.

wem? Und womit niemals, gemäß der Friedensbotschaft Jesu Christi, auch wenn der wehrmächtige, rüstungstolerante Zeitgeist frommende Worte findet? Und wenn, in babylonischer Hybris, *Ein feste Burg ist unser Gott* zum Großen Zapfenstreich erschallt? Alle Argumente sämtlicher Parteien sind wohl jedem Potsdamer bekannt. Ich bin keiner und möchte auch nicht eifern. Das Muschebubu zwischen Protestantismus und altfritzlicher Restauration ist mir fatal.

Der Untergang der Garnisonkirche geschah allerdings in zwei Epochen. Der Bau verging ja nicht gänzlich im Bombenfeuer des 14. April 1945. Der Turmstumpf stand noch, zwei Etagen hoch. Er verschwand durch die gewaltige Tat des Großen Städtebauers Walter Ulbricht. Am 23. Juni 1968, einem Sonntag, ließ Ulbricht sprengen, zur Gottesdienstzeit. Das zerstörte kein totes Rudiment, sondern den Versammlungsort der Kreuzgemeinde, die hier nach dem Krieg untergekommen war. Der Gottverächter Ulbricht wirkte als Babeltürmer. In Leipzig vernichtete er die völlig intakte Universitätskirche St. Pauli und rampte einen sozialistischen Zeigefinger ins Zentrum der Stadt. Jena und Neubrandenburg erhielten gleichfalls Ulbricht-Minarette. Auch in Potsdam ragt solch vertikale Hinterlassenschaft und bezeugt Geschichte. In Berlin überlebte nach dem Untergang der DDR die

Methode Ulbricht und führte zur Vernichtung des Palasts der Republik. Nun entsteht dort eine Stadtschloss-Fiktion; möge sie gelingen. Wunderbar glückte schräg gegenüber die Rekonstruktion des Neuen Museums, das jahrzehntelang zerstört lag und nun, Schicht für Schicht, alle Gezeiten seiner Geschichte dokumentiert. Neubauten sind selten Gefäße wahrhaftiger Erinnerung. (...)

Liebe Gemeinde, das war eine lange Reise. Von Babel kommend, enden wir bei der Stimmverwirrung von Potsdam. Auch der Prediger ist hörbar Partei. Unwürdig und geschichtsvergessen schiene mir eine Kopie der Garnisonkirche aus der Backform des preußischen Militärstaats. Was immer sich hier künftig türmt – es handelt sich um Menschenwerk, um Eigenverortung der Kirche. Hier signalisiert sie sich selbst. Gott verlangt das nicht. Ideologie ineins zu setzen mit Gott, das ist der Turmbau zu Babel, die Ursünde – auch der Religion. Ihren Fanatismus haben wir Europäer fürchten gelernt. Gott allein entscheidet, in welchen Häusern er wohnt. Herabnötigen lässt er sich nicht. Er kennt uns. Steine können sich ändern, aber Menschen?

Amen.

Christoph Dieckmann

Autor und Kolumnist der ZEIT.

## HANNA-JURSCH-PREIS



Der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) vergibt zum neunten Mal den **Hanna-Jursch-Preis** und zum dritten Mal den **Hanna-Jursch-Nachwuchspreis**.

Die Preise dienen der Auszeichnung und Förderung herausragender wissenschaftlich-theologischer Arbeiten, in denen gender- bzw. geschlechterspezifische Perspektiven eine wesentliche Rolle spielen. Arbeiten können von allen Personen eingereicht werden, die sich wissenschaftlich mit Evangelischer Theologie befassen.

Ausgezeichnet werden können Arbeiten zum Themenfeld

**„Das Andere – Die Andere – Der Andere“.**

*Andersheit begegnet in ganz unterschiedlichen Facetten. Das, die, der Andere fasziniert, bereichert und befremdet. Nach Gott zu fragen, ist Ausdruck dessen, dass Menschen auf ein Anderes angewiesen sind. Die Schöpfung ist vielfältig und damit auch spannungsreich. Zur alltäglichen Erfahrung gehört, dass Menschen zu Anderen gemacht und ausgegrenzt werden. Alle diese Aspekte können Gegenstand wissenschaftlich-theologischer Reflexion sein.*

Die Arbeiten sind bis zum 15.2.2018 schriftlich bei der Geschäftsführung, Referat für Chancengerechtigkeit der Evangelischen Kirche in Deutschland, einzureichen.

Ausführliche Informationen zur Ausschreibung finden Sie unter:  
<http://www.ekd.de/chancengerechtigkeit/hannajursch/index.html>